

- Schlieter**, Kai: Ulrich Beck über Atomrisiken: Wir sind zum Labor geworden. In: Die Tageszeitung vom 11. April 2011
- Schmidt**, Jan-Hinrik: Das demokratische Netz? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 7/2012, S. 3-8
- Schubert**, Klaus; Klein, Martina: Das Politiklexikon. Bonn 2011
- Schultze**, Rainer-Olaf: Partizipation. In: Nohlen, Dieter; Schultze, Rainer-Olaf (Hrsg.): Lexikon der Politikwissenschaft: Theorien, Methoden, Begriffe. München 2002, S. 635-644
- Sreberny**, Annabelle; Khiabany, Gholam: Blogistan. Politik und Internet im Iran. Hamburg 2011
- Stöcker**, Christian: Governance des digitalen Raums: Aktuelle netzpolitische Brennpunkte. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 7/2012, S. 9-13
- SVR** - Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen: Wettbewerb an der Schnittstelle zwischen ambulanter und stationärer Gesundheitsversorgung. Bonn 2012
- Thiel**, Wolfgang: Selbsthilfe heute und morgen. NAKOS Info 105. Berlin 2011 (http://www.nakos.de/site/data/NAKOS/Infomaterial2011/NAKOS_INFO_105_Schwerpunktbeitraege.pdf, Abruf am 23.5.2013)
- Trojan**, Alf.: „Selbsthilfebewegung“ und Public Health. In: Hornberg, Claudia; Schott, Thomas (Hrsg.): Die Gesellschaft und ihre Gesundheit. Wiesbaden 2012, S. 87-104
- Uehlinger**, Hans-Martin: Politische Partizipation in der Bundesrepublik Deutschland: Strukturen und Erklärungsmodelle. Opladen 1988
- Vilmar**, Fritz; Runge, Brigitte: Soziale Selbsthilfe – Privatisierung oder Vergesellschaftung des Sozialstaates. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44/1986, S. 5-10
- Walther**, Miriam; Hundertmark-Mayser, Jutta: Virtuell ist auch real: Selbsthilfe im Internet. Formen, Wirkungsweisen und Chancen. NAKOS EXTRA 38. Berlin 2011 (http://www.nakos.de/site/data/NAKOS/Infomaterial2012/NAKOS_EXT_RA_38.pdf, Abruf am 5.5.2013)
- Wirtz**, Bernd; Lütje, Sebastian; Schierz, Paul: Electronic Procurement in der öffentlichen Verwaltung: Eine Analyse der Barrieren und Widerstände. Speyerer Forschungsberichte 257. Speyer 2008

DER ERINNERUNG GESICHTER GEBEN | Widerstand in der Sozialen Arbeit

C. Wolfgang Müller

Zusammenfassung | Der Beitrag knüpft an den Projektaufruf zur Rolle der Sozialen Arbeit im Nationalsozialismus und zum Widerstand der Profession in dieser Zeitschrift an (Amthor; Wieler 2012, Amthor 2012) und erinnert daran, dass die Soziale Arbeit bereits vor der Machterschleichung durch die NSDAP in progressive und reaktionäre Flügelbildungen gespalten war. Humanitätsfeindliche Rassen- und Erbbiologie waren keine Erfindung der Nazis. Sie wurden von ihnen aber zur industriellen „Vernichtung unwerten Lebens“ weiterentwickelt. Das sollte der Profession zu denken geben.

Abstract | The academic journal *Soziale Arbeit* (5/2012 and 11/2012) encouraged its readers to gather biographical and autobiographical material illustrating professional resistance of social workers and social educators during the Nazi-period. This campaign was part of an all-Berlin-project called "destroyed Diversity" in memory of January 30th 1933, when political government was given to the Nazi party and of November 9th 1938, when the last Jewish shops, department stores and synagogues were destroyed. The contribution summarizes this campaign and answers the question what new generations could learn from this deadly historical lesson.

Schlüsselwörter ► Sozialarbeiter
 ► Widerstand ► Nationalsozialismus
 ► Soziale Arbeit ► Berufsethos

Die zahllosen Besucherinnen und Besucher Berlins haben das ganze Jahr über vor einer Fülle neuer Litfasssäulen gestanden, die das Stadtbild prägten und die in Bildern und zweisprachigen Texten an mehr als 200 Kaufleute, Kunstschauffende, Politiker und Politikerinnen sowie Schriftstellerinnen und Schriftsteller erinnerten, welche die Vielfalt Berlins in den kurzen Jahren der Weimarer Republik (1919-1933) geprägt hatten und die nach der Machterschleichung Adolf Hitlers und seiner NSDAP terro-

risiert, verhaftet, gefoltert, vertrieben oder ermordet wurden. Diese Höllenfahrt von der Vielfalt über die Gleichschaltung in die Barbarei ist vom Land Berlin über das ganze Jahr 2013 als Themenjahr unter dem Motto „Zerstörte Vielfalt“ dokumentiert worden. Da hat es eine dezentrale Open-air-Ausstellung mit den Biographien von bekannten und vergessenen Berlinern und Berlinerinnen gegeben, die das politische, kommerzielle und künstlerische Leben der Stadt geprägt hatten und die 1933 entlassen, enteignet, verhaftet und vertrieben worden waren. Alle großen Berliner Museen haben sich an dem Motto des Themenjahres beteiligt und auch die Tage des offenen Denkmals erinnern an vielfältigen Orten der Stadt an die vielfältige braune und blutige Zeitgeschichte (Dülmen 2012, *MuseumsJournal* 2013).

Vor diesem Hintergrund war es sinnvoll und notwendig, dass die Redaktion der Zeitschrift Soziale Arbeit, angestiftet durch *Ralph-Christian Amthor* und *Joachim Wieler*, bereits im Herbst 2012 die Leserinnen und Leser zur Mitarbeit an dem Projekt „Widerstand in der Sozialen Arbeit“ aufgerufen hatten. „Wir rufen auf zur Spurensuche nach den konstruktiven Kräften während des wohl dunkelsten Zeitraumes deutscher Geschichte und es geht uns zudem um Auswirkungen auf unsere Gegenwart und Zukunft als Sozialarbeitende, um unser Selbstverständnis, das ohne Herkunftskenntnisse nicht entwickelt werden kann“ (Amthor; Wieler 2012, S. 162).

Die Soziale Arbeit hat insgesamt 24 biographische Lebensläufe von Kolleginnen und Kollegen unserer Zunft veröffentlicht, die sich in den Jahren des Faschismus zur Wehr gesetzt haben – in einem breiten Spektrum vom aktiven Widerstand über die Hilfe für Bedrohte und Flüchtende bis zu jenen „stilen Helden“, die sich getarnt hatten und die von ihren Häschern nicht erkannt wurden. *Ralph-Christian Amthor* hat einen sehr ausführlichen Zwischenbericht über dieses berufspolitische Erinnerungsprojekt veröffentlicht (Amthor 2012, S. 422-430), dem in der vorliegenden Ausgabe eine abschließende Betrachtung folgt und dem ich nichts hinzufügen möchte. Ich will mich in diesem Beitrag vielmehr auf die ursprüngliche Frage von Amthor und Wieler nach den „Auswirkungen dieses dunkelsten Zeitraumes deutscher Geschichte auf unsere Gegenwart und Zukunft als Sozialarbeitende“ (Amthor; Wieler 2012, S. 162) konzentrieren.

Junge Frauen und Männer, die in der gegenwärtigen Situation in Deutschland Soziale Arbeit studieren, treffen häufig auf ein sehr optimistisches Bild von dem Beruf, den sie ergreifen wollen, als „Menschenrechtsprofession“. Sie neigen dazu, sich die „Mittäterschaft“ von Berufskollegen und -kolleginnen im sogenannten Dritten Reich – auf die etwa *Peter Reinicke* im Bezug auf das Gesundheitswesen hingewiesen hat – als einen „schleichenden Anpassungsprozess“ an den Wertekanon der Nationalsozialisten zu erklären. Eine solche Interpretation mag im jeweiligen Einzelfall plausibel sein. Als verallgemeinerungsfähiger Aussage möchte ich ihr aber widersprechen.

Ich gebe zu bedenken, dass die Soziale Arbeit in der kurzen Phase der Weimarer Republik kein einheitliches Profil besaß, das etwa an den Werten von Christentum, Humanismus und Sozialismus orientiert gewesen wäre. Soziale Arbeit am Anfang der 1930er-Jahre hat sich mir als Historiker unseres Berufs vielmehr als eine zutiefst gespaltene Profession dargestellt.

Da gab es einmal christliche, humanistische und sozialistische Bestrebungen, ein Reichsjugendwohlfahrtsgesetz zu formulieren, das ein neues, positives, optimistisches Bild von der jungen Generation transportieren sollte, das keine Fronarbeit und keinen Karzer mehr für widerspenstige Jugendliche vorsah, sondern produktive biographische Perspektiven, und das Nichtsesshafte nicht als Psychopathen diagnostizierte, sondern als normale Bürger, die aus ihren berufstätigen Leben herausgeschubst wurden. Und da gab es eine andere, eine ältere, eine weiterwirkende Tradition innerhalb der Sozialen Arbeit, die zwischen den „Guten“ und den „Schlechten“, und innerhalb der Gruppe der „Schlechten“ zwischen den „Dummen“ und den „Bösen“ differenzierte und glaubte, der Sozialen Arbeit die Aufgabe zuweisen zu müssen, zwischen den „Guten“ und den „Schlechten“ zu unterscheiden. Und die Guten zu fördern. Und die Schlechten zu vernachlässigen. Oder? Innerhalb der Liga der Wohlfahrtsverbände mehrten sich gegen Ende der 1920er-Jahre Artikel, die sich gegen eine ihrer Meinung nach allzu optimistische Sichtweise auf uns Menschen richteten und eine härtere Gangart gegenüber „Abweichlern“ propagierten.

Und da gab es die Anderen. *Siddy Wronsky*, die Mitstreiterin von *Alice Salomon* und Gründerin eines sozialwissenschaftlichen Archivs, das heute Deutsches

Zentralinstitut für soziale Fragen heißt, hatte zusammen mit Arthur Kronfeld und Rolf Reiner das Lehrbuch „Sozialtherapie und Psychotherapie in den Methoden der Fürsorge“ publiziert. Gemeinsam mit 24 Ärzten hatten sie die Verlaufsprotokolle von 128 fürsorgerischen Fällen im Hinblick auf Anamnesen, Interventionen und erkennbare Wirkungen evaluiert. Sie zeigten sich überzeugt, dass zunächst eine sorgfältige individuelle Anamnese und soziale Diagnose notwendig sei.

„Aufgrund solcher Untersuchungen muß der Fürsorger die Erkenntnisse für die Behandlung des Falles finden. Er muß das Wesen der Notlage feststellen können, er muß vermögen, daraus die einzelnen Symptome des Notstandes zu ersehen und auch das Stadium der Entwicklung des Notstandes feststellen und er muß eine Sichtung der Zusammenhänge der einzelnen Lebenserscheinungen vornehmen. Die Untersuchung muß aufgrund dieser Feststellungen eine Klarheit darüber erbringen können, welche aufbauenden Stoffe und welche schaffenden Kräfte in dem zu behandelnden Individuum zu finden sind, um eine Eingliederung in die Gesellschaft zu ermöglichen, und in welcher Weise seine Umwelt die Erreichung dieses Ziels fördern kann“ (Wronsky; Kronfeld 1932, S. 28-29).

Die Zeitschrift der Liga der freien Wohlfahrtsverbände druckte eine Rezension dieses Buches ab, in der Dr. Otto Schirmel bescheinigte, das Buch sei ein Höhepunkt rationalistischer Deutung und Gestaltung der Wohlfahrtspflege. Es sei erfüllt von dem Glauben an psychologische Gesetze. „Eine Weltanschauung liegt hier zugrunde, die in sich durchaus ein geschlossenes Ganzes ist! Ihr kann nur die andere entgegengesetzt werden, welche im Menschenleben Kräfte wirksam sieht, die aus irrationalen Bereichen kommen und als Fügung, Schicksal, Wille Gottes der menschlichen Ratio und ihrer Aktivität Grenzen setzen und oft elementar eingreifen. In dieser Welt- und Lebensanschauung ist der Begriff des Schicksals von einer ganz anderen Vitalität als bei Wronsky/Kronfeld, wo er nur die Unbekannte darstellt, die es zu finden gilt, um alles Geschehen rational zu durchleuchten“ (Schirmel 1933, S. 466 ff.)

Ein weiteres Charakteristikum des Methodenbuches von Wronsky und Kronfeld sei der Glaube an einen gesellschaftlichen und persönlichen Fortschritt, der wie ein Dogma vor sich hergetragen werde. „Dieser Auffassung erwächst aber gerade in der

Gegenwart von Seiten der Erblehre und der Eugenik ernste Gegnerschaft. [...] In der Erbwissenschaft scheinen für die Zukunft wichtige Antriebe zu einer Wandlung des Menschenbildes der Fürsorge zu liegen. [...] Das Leben, d.h. in diesem Falle die Fürsorgepraxis, schreitet unerbittlich über alle zu weit ausladenden Theorien hinweg und macht vieles von dem rückgängig, was lange Zeit als Fortschritt gepriesen worden ist“ (Schirmel 1933, S. 471).

Ein paar Monate vor der Rezension des Buches von Wronsky und Kronfeld hatte Pfarrer Dr. Johannes Steinweg aus dem Präsidium der Deutschen Liga der freien Wohlfahrtsverbände Tonart und Lautstärke der Melodie vorgegeben, die in den folgenden Jahren die Arbeit der von den Nationalsozialisten nicht verbeten Mehrheit der bürgerlichen Wohlfahrtsverbände begleiten sollte. Er schrieb in der Zeitschrift der Liga, Hand in Hand mit einer Abwendung vom Liberalismus, Sozialismus und parlamentarischer Demokratie gehe die „Abwendung von Ideen und Programmen und der Ruf nach der Führerpersönlichkeit, von der weniger umfassende Ideen und wohlzusammengestellte Programme verlangt werden als seelische Kraft und instinkthafte Verbundenheit mit dem Volksleben in seiner Tiefe und eine seelische Führung mit dem in der heutigen rationalen Zeit sehr irrationalen Faktor der ‚Masse‘ [...] Schließlich eine Abwendung von der reinen Diesseitigkeit zu Metaphysik und Transzendenz, vom Relativen zum Unbedingten, von der Skepsis zum Glauben und das Verlangen nach neuen Bindungen, nach wirklichen Autoritäten, die nicht durch einen parlamentarischen Beschluss bestellt werden, sondern als geistige Realitäten da sind, nach tragenden Zusammenhängen und nach einer seelischen und innerlichen, nicht zweckhaften und vernunftmäßig begründeten Gemeinschaft“ (Steinweg 1932, S. 285 ff.).

Es ist nicht leicht, von dieser konservativen Kritik eines Vertreters kirchlich institutionalisierter Nächstenliebe an den Errungenschaften der Republik von Weimar die Kritik eines Nationalsozialisten der jüngeren Generation zu unterscheiden, den wir als Dr. Otto Schirmel bei seiner Rezension des Buches von Wronsky und Kornfeld kennengelernt haben. Schirmel stellte in einem ausholenden Grundsatzartikel im Zentralorgan der Freien Wohlfahrtspflege fest, das Fürsorgewesen der Weimarer Republik sei durch ein Bündnis von liberalem Bürgertum, Sozialdemokratie und der Zentrumspartei als politischem Arm des

Katholizismus zustande gekommen. Es werde gegenwärtig durch „bedeutsame Wandlungen im Volkskörper“ überholt und durch eine neue Haltung der jungen Generation gegen die „zermürbende Atmosphäre des ‚Stampfens‘“ geprägt. Er nannte Gegenaktionen wie die Winterhilfe des Jahres 1931/32. Aber die eigentliche Fürsorge flüchte sich in kleine Gruppen und Netzwerke, die durch „lebendige Solidarität“ zusammengehalten würden.

Dann machte seine Argumentation einen qualitativen Sprung. Sich fatalerweise auf ein Zitat von Dr. Hans Achinger beziehend, der 1932 geschrieben hatte, die Republik wende für die normale Fürsorgeerziehung eines Zöglings mehr auf, als ein Familievater im Erzgebirge verdiene, stellte Schirmel „mit vollem Ernst in Frage [...] wie weit ihre Hilfe gehen darf, ohne die eindringlichste Aufgabe, Erhaltung des Volkes durch Kräftigung seiner erbgesunden Glieder in einer Zeit höchster biologischer Selbstgefährdung hintanzustellen [...]. Auch hier zeigt sich wieder, daß sich die liberale Menschenauffassung nicht gemeinschaftsfördernd, sondern gemeinschaftszerstörend auswirkt“ (Schirmel 1932, S. 182 f.).

Mein Freund und Kollege Manfred Kappeler hat unsere Zunft immer wieder darauf hingewiesen, dass Soziale Arbeit nicht nur eine helle, menschenfreundliche, sondern auch eine dunkle, menschenverachtende Seite hat. In seinem Buch „Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen“ (2000) hat er uns mit der historischen Tatsache konfrontiert, dass die Emporzüchtung vollkommener Menschen nicht nur ein Politik gewordener Wunschtraum rechtskonservativer und reaktionärer Sozialpolitiker war, sondern auch die Hoffnung mancher sogenannter Linker, die sich von vollkommenen Menschen eine vollkommene Gesellschaft erträumten.

Erst kürzlich hat uns Manfred Kappeler wieder einen heute noch prominenten und verehrten austrosocialistischen Fürsorgepolitiker vorgestellt, Julius Tandler (1869-1936), der im Jahre 1924 die eingekleidete Rechenaufgabe gestellt hatte, „rund 80 Milliarden betragen die Kosten für die geschlossene Armenpflege [...] 44 Milliarden kostet die Irrenpflege, gewiss nicht produktiv und umso irrationaler, als ein Großteil der Menschen, die in Irrenanstalten ihr Leben verbringen, dorthin kommen auf Grundlage jener Schäden, welche sie sich selbst erworben haben durch

Syphilis und Alkohol oder welche ihre Eltern ihnen mitgegeben haben, die selbst dem Trunkne ergeben oder der Syphilis verfallen waren. Nehmen wir an, daß es uns gelänge, durch vernünftige bevölkerungspolitische Maßregeln die Zahlen der Irrsinnigen auf die Hälfte herabzusetzen, so daß wir nur 22 Milliarden ausgeben müssten, so wäre es möglich, rund 70 000 Kinder, nahezu ein Drittel aller Schulkinder Wiens, durch vier Wochen in Ferienerholung zu halten [...]. Gewiss, es sind ethische und humanitäre, auch fälschlich humanitäre Gründe, welche dagegen sprechen, aber schließlich und endlich wird auch die Idee, daß man lebenswertes Leben opfern müsse, um lebenswertes zu erhalten, immer mehr ins Volksbewußtsein dringen, denn heute vernichten wir vielfach lebenswertes Leben, um lebenswertes Leben zu erhalten“ (Tandler zitiert nach Kappeler 2000 und 2013).

Angesichts solcher nachdenklicher Erinnerungen an Teile unserer sozialpädagogischen und sozialarbeiterischen Berufsgeschichte werde ich immer wieder von Studierenden gefragt, was sie, was wir denn daraus lernen könnten. Als im Jahre 1928 geborener Sohn aus einer Familie, die seit 1920 sozialdemokratisch organisiert war, die im Dritten Reich die Folgen tragen musste und die auch in der folgenden DDR nicht ungeschoren blieb, scheinen mir im Folgenden ein paar vorsichtige Verallgemeinerungen mitteilenswert.

Es scheint nicht so gewesen zu sein, dass allein die Tatsache, eine Berufsidentität als Sozialarbeiter oder Sozialpädagogin zu haben, zum Widerstand gegenüber den Zumutungen des „Dritten Reiches“ geführt hätte. Ich habe es einmal so ausgedrückt, dass unsere Berufsausbildung ebenso wie die Berufsausbildung von Ärzten, Juristen und Verwaltungsbeamten uns nicht hinreichend widerständig gegen die Zumutungen gemacht hat, Beihilfe zur Vernichtung menschlichen Lebens zu leisten, sofern der Staat diese Vernichtung durch Gesetze und Verordnungen zur beruflichen Pflicht gemacht hat (Müller 1988, S. 221 und 2013, S. 116). Auch die Lebensläufe und Berufsbiographien, die in dieser Zeitschrift 2012 und 2013 dokumentiert wurden, zeigten vor allem drei Voraussetzungen, welche Widerstand und stilles Heldenamt begründeten: der frühzeitige Anschluss an eine politische oder religiöse Wertegemeinschaft, die in kämpferischem Gegensatz zum Wertekanon der Nationalsozialisten stand, der ja bereits seit Adolf Hitlers „Mein

Kampf“ jedem des Lesens Kundigen bekannt gewesen war; die Zugehörigkeit zu einer Herkunftsfamilie, die von den Nationalsozialisten von vornherein als vernichtenswert gekennzeichnet worden war oder – dies gilt vor allem für die letzten Kriegsjahre – die Unterdrückung von Informationen, welche Schutzbefohlene der Sozialen Arbeit in den „Euthanasie“-Tod getrieben hätten.

Widerstand und Solidarität spielten offensichtlich eine sich wechselseitig unterstützende Rolle. Sie konnten in der Familie erzogen oder im Bildungsprozess angeeignet werden. Meist waren sie gebunden an einen organisatorischen Zusammenhang mit Gleichgesinnten. Einzelkämpfer waren die Ausnahme.

Diese meine Schlussfolgerungen aus den historischen Erfahrungen, die wir als Angehörige von Berufen Sozialer Arbeit gemacht haben, bringen mich zu sechs Hypothesen, also für plausibel befundene Vermutungen, die ich gern mit Angehörigen der auf meine Generation folgenden Kolleginnen und Kollegen erörtern möchte.

▲ Es gibt keinen *automatischen* gesellschaftlichen Fortschritt aus dunkler, mittelalterlicher Tiefe empor ins zukünftige Licht. Auch nicht in unseren Berufen Sozialer Arbeit. Fortschritte sind möglich und real. Aber sie sind immer wieder gefährdet und müssen immer aufs Neue erkämpft werden. Von uns allen oder doch von Mehrheiten. Rückschritte sind ebenfalls immer wieder möglich, sind immer wieder bedrohlich für die Fortschritte und müssen immer wieder bekämpft werden. Von uns allen oder doch von Mehrheiten.

▲ Gesellschaftliche Umbrüche sind niemals so wie der harte Schnitt in einem Horrorvideo. Niemals schließt sich der Vorhang vor einer Schreckens-Szene. Und öffnet sich wieder im Frühlingslicht.

▲ Deshalb ist die Forderung „Wehret den Anfängen“ eine vernünftige Forderung – zumindest, wenn sie nicht dazu verführt, hinter jedem Zögern, etwas offensichtlich Gutes zu tun, eine schlimme Absicht zu wittern.

▲ Wir dürfen stolz auf die helle Seite sozialer Berufe sein – aber wir dürfen auch die dunklen Seiten in unserer Berufsgeschichte nicht verleugnen, nicht verschweigen und nicht beschönigen.

▲ Und wir sollen uns dankbar an jene Kolleginnen und Kollegen erinnern, die unter tödlichen Gefahren

treu dem Prinzip gehandelt haben, dass jeder Mensch jedem Menschen ein Gefährte sein soll – und keine Gefahr.

▲ Und wir müssen jedem Rückfall in die Barbarei widerstehen, um nicht selber barbarisch zu werden.

Professor Dr. Dr. h.c. C. Wolfgang Müller
lehrt und forscht an der Technischen Universität Berlin und an verschiedenen anderen Hochschulen. Privatanschrift C.W. Müller, Bozener Straße 3, 10825 Berlin

Literatur

- Amthor**, R.C.: Erinnerungsprojekt Widerstand. In: Soziale Arbeit 11/2012, S. 422-430
- Amthor**, R.C.; Wieler, J.: Widerstand in der Sozialen Arbeit. Projektaufruf zur Rolle der Profession im Nationalsozialismus. In: Soziale Arbeit 5/2012, S. 162-169
- Dülmen**, M. van u.a. (Hrsg.): Zerstörte Vielfalt. Diversity Destroyed. Kulturprojekte Berlin 2012
- Kappeler**, M.: Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassehygiene und Eugenik in der Sozialen Arbeit. Marburg 2000
- Kappeler**, M.: Im Zeichen der „Hilfe“-Normierungen, Widersprüche und Ambivalenzen der Sozialen Arbeit. In: Hering, S.: Was ist Soziale Arbeit? Traditionen – Widersprüche – Wirkungen. Opladen 2013
- Müller**, C.W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Band 1. Eine Methodengeschichte der Sozialen Arbeit 1883-1945. Weinheim 1988
- Müller**, C.W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialen Arbeit. Weinheim 2013
- MuseumsJournal**. Berichte aus den Museen, Schlössern und Sammlungen in Berlin und Potsdam 1/2013
- Schirmel**, O.: Wandlungen der Fürsorge? In: Freie Wohlfahrtspflege 5/1932
- Schirmel**, O.: Ideen und Wirklichkeit in der Fürsorge. Bemerkungen zu einem Buche. In: Freie Wohlfahrtspflege 10/1933
- Steinweg**, J.: Zeitenwende? In: Freie Wohlfahrtspflege 7/1932
- Wronsky**, S.; Kronfeld, A.: Sozialtherapie und Psychotherapie in den Methoden der Fürsorge. Berlin 1932